

Die Land- und Weidewirtschaft in Obermünstertal

Zu Beginn der 1950er-Jahre lebten noch 95 Prozent der 1340 Einwohner der Gemeinde Obermünstertal zu einem (unterschiedlich großen) Teil von den Erträgen ihrer landwirtschaftlichen Tätigkeit.

1344 Rinder, dazu 173 Schafe und 211 Ziegen standen im Jahre 1951 in den Ställen der 166 landwirtschaftlichen Betriebe. Diese große Zahl von Nutztieren das ganze Jahr über mit Futter zu versorgen, machte den Landwirten immer wieder Sorge. Trockene Sommermonate mit geringen Erträgen an Heu, Öhmd oder auch Getreide bedrohten die Existenz mancher kleinen Betriebe. Deshalb kam -wie auch in Untermünstertal- in der Gemeinde Obermünstertal der Weidewirtschaft eine große Bedeutung zu. Doch trotz vieler Gemeinsamkeiten unterschied sich in beiden Gemeinden die Organisation des Weidegangs. Mit ein Grund waren die topografischen Bedingungen. Erstreckte sich die landwirtschaftliche Nutzfläche in Untermünstertal (mit Ausnahme der Sirnitzweide) nicht über eine Höhenlage von 750 bis 800 Meter hinauf, so bewirtschafteten die Landwirte aus den Rotten Stohren und Neuhof noch Wiesen- und Weideflächen auf 1200 Meter Meereshöhe.

Der Weidegang in den Rotten Stohren und Neuhof

In diesen beiden Rotten und auf vielen der hochgelegenen Einzelhöfe der Rotte Spielweg („Lehner“) unterschied sich der tägliche Weidegang von dem in den tiefer gelegenen Rotten Spielweg und Krumlinden. In den Rotten Stohren und Neuhof wirtschafteten überwiegend größere Bauern, die in den 1950er-Jahren bis auf wenige Ausnahmen den „Vollerwerbslandwirten“ zugeordnet wurden. In ihren Ställen standen meist ein bis zwei Pferde, bis zu fünfzehn Milchkühe und ein halbes Dutzend Jungrinder. Dazu gesellten sich einige Schafe (zur Wolle-Erzeugung) und Ziegen.

In der Rotte Stohren waren in den 1950er-Jahren insgesamt 230 Hektar Weideflächen ausgewiesen. 85 Hektar davon waren Privatbesitz, der größere Teil (145 Hektar) waren Allmendflächen, deren Nutzungsrecht den Stohrener Landwirten in einer Verordnung bereits im Jahre 1854 zugesichert worden war. Stärker verbreitet war der Privatbesitz an Weiden in der Rotte Neuhof. 193 Hektar Weideflächen gehörten den Neuhofener Landwirten.

Eines jedoch hatten die Landwirte der Rotten Stohren und Neuhof gemeinsam: Ihre bewirtschafteten Flächen waren weniger zersplittert und lagen auch näher am Hof als bei den Landwirten in der Talsohle. Dieser Umstand ermöglichte den Landwirten mit all ihren Tieren einen täglichen Weidegang während der Zeit von Mitte Mai bis gegen „Allerheiligen“. Da die Tiere keine weiten Wege zur Weide zu laufen hatten, wurden auch alle Milchkühe täglich auf die Weiden geschickt.

Das Leben der Hirtenbuben

Der Tagesrhythmus der bäuerlichen Familien war in den Sommermonaten durch den Weidegang ihrer Tiere vorgegeben. Zur Familie gehörten bis Mitte der 1950er-Jahre auch die Hirtenbuben („Hütejungen“). Sie kamen zum Teil aus dem Münstertal, aber auch aus Ortschaften im Wiesental, im Breisgau und im Markgräflerland, manche sogar aus Großstädten wie Mannheim oder Karlsruhe. Viele von ihnen kamen aus kinderreichen Familien. Ihre Eltern waren oft froh, über Monate einen Esser weniger am Familientisch zu haben. Bis zu zwölf Buben im Alter zwischen zehn und zwölf Jahren füllten die Stohren- und die Neuhofschule während der Sommermonate. Für die Lehrkräfte -wie Frau Agathe Steck von der Stohrenschule schrieb- bedeutete die „Invasion der Hirtenbuben oft eine Belastung für den Schulalltag“. Die Kinder brachten gewöhnlich keinerlei Schulbücher mit, da galt es zu improvisieren. Auch mit den „Haus“-Aufgaben war es „so eine Sache“ -wann waren die Buben schon zu Hause?

Außer in den Rotten Stohren und NeuhoF waren Hirtenbuben auch bei höher gelegenen Einzelhöfen der Rotte Spielweg („Lehner“) „zu Hause“. Sie besuchten vormittags den Unterricht in der Spielwegschule.

Das Leben der Hirtenbuben wurde in der zeitlichen Distanz oft romantisch verklärt. Doch es war ein nicht immer einfaches Leben. Von diesen Kindern hing das Wohl einer stattlichen Herde ab, oft waren es mehr als zwanzig Stück. Bei gutem Wetter war das Hüten nicht allzu schwer. Da erklangen von den Weiden die hellen Bubenstimmen, die ihre Lieder in den Himmel hineinsangen. Was den täglichen Zeitvertreib betrifft, waren die Hütebuben sehr erfinderisch. Da und dort baute sich jeder eine kleine Hütte, die ihnen bei Regenwetter etwas Schutz bieten sollte. Beliebt –so beobachtete es Frau Agathe Steck- war das Schnitzen von Tierfiguren aus Haselnuss-Stecken oder das von Pfeifen aus Holunderholz. Ab und zu hatte auch einer ein Schulbuch dabei. Fast schon zu einem „Wettbewerb“ wurde die Frage, wer mit der Geißel am besten „chlöpfe“ kann.

Gefürchtet waren die Regentage. Da sah man die kleinen Buben mit einem riesigen Hut als Dach und einem langen Kittel vom Bauern, der fast bis zum Boden reichte. Bei Regentagen kühlte sich auch im Sommer die Temperatur sehr schnell ab. Die barfüßigen Kinder wussten sich zu helfen. Sie wärmten ihre Füße, indem sie in eine frisch gefallene „Kuehdaische“ standen. Das Bächlewasser wusch vor der Heimkehr den „Überzug“ wieder ab. Besonders schwere Stunden im Hirtenleben waren die sommerlichen Gewitter. Die Tiere wurden unruhig. Oft rannten sie in Panik davon und waren nur schwer wieder zu beruhigen. Da hörte man die peitschenknallenden Hirtenbuben auch schon mal herzlich schimpfen. Von ihren Pflegeeltern hatten die Kinder gelernt, bei Gewitter ja nicht unter Bäumen Schutz zu suchen, wenn „der Himmelvater schimpft“.

Der schlimmste Feind der Hirtenbuben war jedoch der Nebel, wenn die über zwanzigköpfige Herde nicht mehr zu überblicken war. Wehe, wenn ein Tier bei der abendlichen Rückkehr in den Stall fehlte.

Trotz aller Sorgen kann man sagen, dass die Münstertäler Hirtenbuben sich bei ihren Pflegefamilien wohl gefühlt haben. Das bewiesen die immer wiederkehrenden Besuche der „Ehemaligen“ bei ihren einstigen Pflegefamilien aber auch die Tatsache, dass viele Kinder mehrere Jahre hintereinander in der gleichen Familie den Weidesommer verbrachten. Manche von ihnen verblieben sogar den Winter über bei ihren Pflegeeltern.

Um das leibliche und geistige Wohl der Hirtenkinder kümmerte sich neben den Pflegeeltern auch das staatliche Gesundheitsamt. Alljährlich wurden die Kinder vor und nach der Weidesaison vom Amtsarzt gewissenhaft untersucht. Auch der Unterbringung der Kinder wurde Beachtung geschenkt. Überprüft wurde, ob die Kinder auch keine schweren körperlichen Arbeiten zu verrichten hatten, ob die Nachtruhe von mindestens neun Stunden eingehalten wurde und ob die Hirtenkinder die Möglichkeit erhielten, den Sonntagsgottesdienst regelmäßig zu besuchen.

Der tägliche Weidegang war –bedingt durch die Schulpflicht der Hirtenbuben- zweigeteilt. Nach dem morgendlichen Melken trieb der Hirtenjunge die Tiere auf die Weide. Gegen 11 Uhr am Vormittag endete der vormittägliche Weidegang. Der Hirte brachte die Tiere in den Stall zurück. Nach einem kräftigenden Mittagessen rief die Schulpflicht in der „Hirtenschule“. Nach vier Stunden Unterricht begann nach 16 Uhr für den Hirtenbuben und seine ihm anvertraute Herde der zweite Weidegang. Zum abendlichen Melken waren alle Tiere wieder im Stall. Nach gemeinsamem Nachtessen mit der Familie und einem Gebet legte sich der kleine, todmüde Hirte in seiner Kammer ins Bett und weinte sich nicht selten vor quälendem Heimweh in den verdienten Schlaf.

Mit dem Aufkommen des Weidezauns Mitte der 1950er-Jahre endete schließlich die Kinderarbeit der Hütekinder. In einem Bericht der „Badischen Zeitung“ war zu lesen: „Die Poesie des Hirtenlebens ist im Absterben begriffen. Der elektrische Weidezaun übernimmt deren Aufgabe. Wieder geht ein Stück Romantik der Heimat dahin“. Ob die von ihren

elterlichen Familien über Monate getrennten Kinder ihre Arbeit immer als „romantisch“ empfunden haben, sei dahingestellt.

Der Weidegang in den Rotten Spielweg und Krumlinden

Der Weidegang der Landwirte in der Rote Spielweg (Lehner) glich weitgehend dem in der Gemeinde Untermünstertal. In diesem Ortsbereich unterhielt die Gemeinde Obermünstertal die Weidebezirke „Sonnhalde-Gstiehl“, „Helmiseck-Künschbrunnen“, „Bärkraut“ sowie „Äußerer“ und „Hinterer“ Branden. Trotz der teilweise weiten und anstrengenden Wege schickten zu Beginn der 1950er-Jahre viele Landwirte nicht nur ihre Jungrinder, Ziegen und Schafe sondern auch ihre Milchkühe auf diese Tagesweiden. Auch hier sammelte ein Hirte mit seinem Horn am Morgen die Tiere von Haus zu Haus ein und brachte sie gegen Abend wieder in die heimischen Ställe zurück.

Ganz anders zeigte sich die Weidewirtschaft in der Rote Krumlinden, in der es keine öffentlichen Weideflächen gab. Die der Gemeinde gehörenden landwirtschaftlich nutzbaren Flächen waren alle an die Nutzungsberechtigten Bürger verpachtet und diese benötigten sie dringend zur Beschaffung der Wintervorräte.

So gab es hier keine „Tagesweiden“. Die Tiere der Landwirte blieben den ganzen Sommer über im Stall. Je nach Anzahl der Tiere mähten die Bauern am Vorabend oder am Morgen einen ganzen Leiterwagen oder einen „Schneck“ frischen Grases für den Tagesbedarf der Tiere. Erst nach der Heu- und Öhmdernte –nachdem wieder etwas Gras nachgewachsen war– trieben die Landwirte ihre Tiere auf die „Herbstweide“ (Mitte September bis Ende Oktober). Gehütet wurden die Tiere meist von den eigenen Kindern. Als Schüler hatten sie dafür einige Wochen „Herbstferien“. In diesen Wochen hüteten die Schulkinder das Vieh ihrer Eltern, mussten aber auch bei der Kartoffelernte und beim „Mist ausfahren“ helfen. Da überzogen sich die Matten mit einem Tupfenmuster von kleinen Misthaufen. Das Zerstreuen der Misthaufen mit der Gabel war meist Aufgabe der Frauen und Mädchen.

Die Weidewirtschaft verändert sich

In der Gemeinde Untermünstertal hatten im Jahrzehnt zwischen 1950 und 1960 169 Familien ihren landwirtschaftlichen Betrieb aufgegeben. Von diesem „Landwirtesterben“ war die Gemeinde Obermünstertal noch nicht betroffen. Noch standen gegen Ende des Jahrzehnts in den 158 landwirtschaftlichen Betrieben über 1500 Stück Vieh. (mehr als im Jahre 1950)

Trotzdem dachten die Gemeindeväter über die Zukunft der Landwirtschaft in ihrer Gemeinde nach. Erfahrungen aus anderen Schwarzwaldgemeinden gaben ihnen Anlass zur Sorge.

Einige der in den frühen 1950er-Jahren noch intensiv genutzten Gemeindeflächen im Künschbrunnen, am Sittnerberg und auf der Sonnhalde waren von der Aufforstung bedroht. Wegen der weit von den Höfen entfernten Lage und der weiten Auftriebswege wurden sie von den Landwirten als „Tagesweide“ immer weniger genutzt. Rund die Hälfte aller landwirtschaftlichen Betriebe in der Gemeinde lagen unten im Tal. Dort hatten sie keine oder eine erschwerte Weidenutzung. Dem Gemeinderat (Sieben der zehn Ratsmitglieder betrieben selbst eine Landwirtschaft) war klar: Sollte die Wirtschaftlichkeit der heimischen Betriebe einigermaßen erhalten bleiben, sind sie auf die Viehzucht angewiesen. Denn Ackerbau lassen die klimatischen und topografischen Bedingungen, auch die kargen und nährstoffarmen Böden im oberen Münstertal nicht zu. Nur durch die Aufzucht von Jungvieh –sei es als Schlacht- oder Nutztvieh– könne die Rentabilität der Höfe in der Gemeinde gesichert werden.

Vertreter des Landwirtschaftsministeriums und der Weideinspektion Schönau zogen mit folgenden Parolen durch den Schwarzwald: „Das Milchvieh erbringt die höchsten Leistungen, wenn es in unmittelbarer Nähe der Höfe weiden kann“ und „Jungtiere gehören auf die höchstgelegenen Weiden“.

Die Gemeinde Obermünstertal richtet die erste Jungviehweide ein.

Schon seit Mitte der 1950er-Jahre reiften in der Gemeinde Pläne für insgesamt vier Viehhütten inmitten von elektrisch gesicherten Höhenweiden. Doch war dies mit einem hohen finanziellen Aufwand verbunden. Eine Vielzahl von Vorarbeiten musste geleistet werden. Viele Kilometer Wege mussten gebaut, das Problem der Wasserversorgung gelöst werden.

Im Jahre 1957 war es aber so weit.

Im Mai dieses Jahres nahm die „Künschbrunnenweide“ die ersten 35 Jungtiere auf. Zusammen mit ihren Besitzern gelangten sie über die „Untere Gasse“, Stampf, am Scharfenstein vorbei zur 1060 Meter hoch gelegenen Viehhütte. Bürgermeister Hermann Wiesler, mehrere Gemeinderäte, Pfarrer Hermann Meier sowie die Vertreter des Landwirtschafts- und Veterinäramtes und der Weideinspektion erwarteten die Tiere. Im Rahmen einer kleinen Feierstunde weihte Pfarrer Meier die neue Viehhütte ein und segnete die Tiere. Die von Zimmermeister Otto Muckenhirn geplante Offenstallhütte war nach den neuesten Erfahrungen der Weidewirtschaft erstellt worden. Das kleine Schmuckstück wurde in den Folgejahren immer wieder Ziel von landwirtschaftlichen Lehrfahrten. Die Hütte hatte einen geräumigen Vorplatz von dem jede der fünf Koppeln erreicht werden konnte.

Die Verbesserung der Weiden war schon immer eine ständige Aufgabe gewesen. Auf dieser Jungviehweide konnte der täglich anfallende Dung mittels einer Verschlauchungsanlage zur Verbesserung der Bodenverhältnisse beitragen. Doch ohne zusätzlichen Handelsdünger (gefördert durch den Schwarzwald-Weideplan) war in dieser Höhenlage nicht auszukommen.

Im ersten Weidejahr grasten 35 Jungtiere auf der „Künschbrunnenweide“. Sie hatten im Schnitt über den Sommer 65 bis 70 Kilogramm zugenommen.

Vor dem herbstlichen Abtrieb segnete Pfarrer Hermann Meier die gesund heimkehrenden Tiere. Eine Abteilung der Obertäler Musikkapelle empfing im Jahre 1957 in der „Unteren Gasse“ die glockenbehängene Herde und begleitete sie mit Marschmusik bis zum Kloster St. Trudpert, das auch ein halbes Dutzend Jungtiere auf die Sommerweide geschickt hatte.

Im zweiten Weidejahr (1958) verbrachten 43 Jungtiere den Sommer auf der „Künschbrunnenweide“. 70 Tiere waren angemeldet gewesen, ein Beweis für die große Resonanz aber auch für die Notwendigkeit dieser Einrichtung. So beschloss im Jahre 1959 der Gemeinderat den Bau einer weiteren Viehhütte am Sittnerberg. Beschiedt wurde diese Weide zunächst nur von Landwirten am Sittnerberg und Helmiseck (32 Tiere), später auch von Landwirten aus der Hörhalde.

Nächste Folge: *Die Bedeutung der Landwirtschaft für die einzelnen Familien*